

Leopold Federmair  
Tokyo Fragmente

OTTO MÜLLER VERLAG

(c) Otto Müller Verlag 2018

[www.omvs.at](http://www.omvs.at)

ISBN 978-3-7013-1264-1

© 2018 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Coverfoto: Leopold Federmair

Grafische Gestaltung: Leopold Fellingner

(c) Otto Müller Verlag 2018

## Vorwort

„Ich ging im Walde so vor mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn...“ Eine negative Absicht, frisch und froh mitgeteilt: das klingt paradox. Nicht absichtslos, sondern *nichts* suchend folgt der gute Mann seinem – oder keinem – Weg. Zu Goethes Zeiten waren die Wälder größer, dunkler als heute, man konnte sich darin verlieren, wie es Hänsel und Gretel geschah, und nicht jedermann war so listig und tapfer, daß ihm die Rückkehr gelang. In Japan, wo die Vegetation stärker wuchert und die Wälder ungleich dichter sind, geschieht solches heute noch. Nicht zwar in Tokyo, obwohl es auch da Wälder gibt, aber hin und wieder kann man in der Zeitung Geschichten von verirrtten, nicht mehr heimgekehrten Kindern lesen.

Walter Benjamin, in den Jahren um 1900 in Berlin aufgewachsen, sprach sogar von einer *Kunst*, sich zu verirren. Er habe diese Kunst spät erlernt, denn: „In einer Stadt aber sich zu verirren, wie man in einem Wald sich verirrt, braucht Schulung.“ Ja. Ja? Diese Kunst, wenn es eine ist, braucht vor allem Aufmerksamkeit, eine bestimmte Art davon, und ein Gespür, das erst mit der Zeit, mit den Jahren, mit den Wiederholungen kommt. Um den Weg zu verlieren – oder doch eher, um Formen, Zeichen, winzige Hinweise zu erkennen? Es ist etwas anderes, sich in einer Stadt zu

verirren, als in einem Wald. Aus einer Großstadt kommt man immer heraus, oder nie, jedenfalls braucht man nur in die nächste U-Bahn-Station hinauszusteigen, wo große Stadtpläne zur Orientierung hängen, oder, wenn man bei Kasse ist, ein Taxi zu nehmen: Der Lenker oder das GPS findet die Adresse ... Wenn man eine hat. Verirren kann sich nur, wer ein Ziel im Sinn hat, und sei es auch nur die Heimatadresse, zu der ein Rückweg führt. Ohne Ziel kein Weg. Oder doch: ziellose Wege, eine Vielzahl davon, und jeder einzelne ist richtig, kann richtig sein oder werden, wenn man sich in der Kunst des nichtigen Flanierens übt.

Bei meinen Aufenthalten in Tokyo hatte ich zunächst gar kein Ziel und auch keinen Plan, keine Absicht im Sinn, sieht man davon ab, daß ich nach Jahren in der Provinz, in Chugoku, dem Land der Mitte, von Zeit zu Zeit wieder die Luft und die Menschenmassen einer Großstadt um mich spüren wollte, und zwar einer, die ich noch nicht so gut kannte wie Osaka, wo ich früher gelebt hatte, die Kansai-Region, die Tokyo an Urbanität nicht nachsteht. Im Verlauf der Zeit, des Zeitbogens, den diese Aufenthalte zu bilden begannen, ergab sich dann aber doch ein bleibendes Ziel, das ich mit wachsender Besessenheit aufsuchte und schließlich, nachdem es eines Tages verschwunden war, suchte, orientierungslos, ohne zu wissen, wie ich es anstellen sollte. Dem, der die Kunst des Flanierens, diese Spielart der Geduld, leidlich beherrscht, helfen die Zufälle. Zumal die Stadt nicht bleibt, was sie ist; schon gar nicht Tokyo, das sich unentwegt erneuert. Es gibt nicht nur den räumlichen, es gibt auch einen Zeitfaktor bei

dieser Kunst, wenn man sie mit der gebotenen Ausdauer betreibt. Die Stadt, die da war, oder zumindest der Stadtteil, ist nicht mehr da, und mit ihm sind auch gewisse Personen verschwunden. Eine Phantomstadt, die unter und hinter den neuen Konstruktionen noch spürbar ist.

Vorworte werden gewöhnlich nachher geschrieben, nach dem eigentlichen Text, *post festum*, wie man einst, mit einem schönen, fast verschwundenen Ausdruck sagte. Im nachhinein will es mir scheinen, daß die hier versammelten Fragmente eine gewisse, obzwar nur entfernte Verwandtschaft mit *Nadja* besitzen, dem Buch von André Breton, das sowohl eine Suche als auch die Lust am Flanieren, am Durchstreifen der Stadt beschreibt. *Nadja*, die Titelgestalt, ist „l'âme errante“, die streunende, umherirrende Seele – sie sieht sich selbst als Prototyp. Zugleich wirkt sie erotisierend, nicht nur auf den Erzähler, sondern ebenso auf den Text. Wie eine Sirene zieht sie ihn und die Worte an. Sie singt, oder vielmehr, sie bewirkt das Singen der Erzählung, *il canto del racconto*, wie Gerhard Kofler das zu nennen pflegte.

*Nadja* ist eine der ersten literarischen Erzählungen, die Fotos in die Präsentation des Textes integrieren. Diese Fotos sind rein illustrativ, und sie wurden *post festum* gemacht. (In gewisser Weise entsteht ein Foto immer *post festum*, der Wirklichkeit, also dem Augenblick, hinterher. Aber auch der Sprache eignet ja dieser Zug, sogar beim Mitschreiben im Notizheft auf den Spaziergängen.) Breton hat sie nicht selbst gemacht, sondern einen Photographen beauftragt, der einige Schauplätze ablichten sollte. Hinzu kommen Porträt-

photos, darunter eines vom Autor selbst und eines von der Frau, die das Vorbild für Nadja war. Derlei Illustrationen wird man in meiner Erzählung nicht finden. Sie sind mitten im Fest des Flanierens entstanden, ich bin der Autor sowohl der Bilder als auch des Textes, den sie mitstrukturieren. Die Buchfassung kann davon nur eine Ahnung vermitteln; die Erstpublikationen in zwei Online-Magazinen geben diesen Aspekt uneingeschränkt wieder (ein Teil davon ist derzeit auf der Website [fixpoetry.com](http://fixpoetry.com) zugänglich).

Die Anziehungskraft einer Großstadt wie Tokyo liegt nicht zuletzt in dem, was der Kulturjournalismus gern als „urbane Dichte“ bezeichnet. Diese Dichte ist in Tokyo außerordentlich hoch, aber beim Flanieren kommt es darauf an, die kapillaren Wege und freien Räume zu erkunden, nicht nur die breiten Straßen, die großen Boulevards, die es hier auch gibt, aber viel weniger als etwa in Paris. Wenn man die Stadt mit der notwendigen Geduld durchstreift, tut man nichts anderes, als die Dichte aufzulockern und die Größe in ihren oft kleinwinzigen Bestandteilen zu erkennen. Für die Sammlung der Fragmente hatte ich mir vorgenommen, dieser Lockerheit im Schreibgestus zu entsprechen, sie schreibend vielleicht erst zu erzeugen, indem ich auch scheinbar Nebensächliches, Unauffälliges, Unwichtiges, Abweichendes festhielt. Solches Schreiben ist dem spontanen mündlichen Ausdruck nahe, es hat keinen gepflegten Stil und ist vor Irrtümern nicht gefeit – fast so wie im digitalen Kommunikationsstrom, wo Millionen Weltbürger Tag für Tag jeden ihrer Schritte unverzüglich posten und twittern, mit Fotos und flüchtigen

Kommentaren. Fast, nicht ganz, denn es gab Phasen der Auswahl und der Bearbeitung, des Streichens und – seltener – neu Hinzufügens. Doch vor allem waren sie gesteuert vom für dieses Vorhaben unerlässlichen Willen, mich auf Dinge, die sich der Wahrnehmung boten, mit allen Sinnen zu konzentrieren. Und mit dem Verstand, denn schließlich besuchte ich in Tokyo eine nächtliche Universität. Dort, nicht nur dort, habe ich mich mit Vorgeschichten, Kontexten und Nebensträngen auseinandergesetzt. Möglichst unmittelbare Wahrnehmung und Formulierung, und dann doch wieder die Bedenken der Verschriftlichung. Verdichtung und Lockerung, beides. Direktheit und Indirektheit. Die Möglichkeiten neuer Technologien – der Digitalkamera, der zeitnahen Publikation – nützen, aber nicht, ohne sie mit den Errungenschaften der Schriftkultur zu kombinieren.

Eine Großstadt wie Tokyo und ein Text wie dieser haben die Konsistenz einer Baguette: bei aller Dichte wollen sie luftig bleiben. Sie enthalten winzige Hohlräume, die Stadt ist von Baulücken durchsetzt, von großflächigen Parks und von schmalen Spalten zwischen dicht stehenden Häusern, von Schleichwegen und Wasserläufen, von Flächen, die landwirtschaftlich genutzt werden, von winzigen Shinto-Schreinen und unzugänglichen Bahntrassen, von Parkhäusern und Parkplätzen, denn in dieser Stadt darf man Fahrzeuge auf öffentlichen Straßen und Plätzen nicht abstellen. So ähnlich ist der Text aufgebaut: zwischen den Fragmenten, und manchmal in ihnen, klaffen die Lücken und Spalte, das Nicht-Gesagte, Übersehene,

das Vergessene und das zu Ergänzende. Eine solche Großstadt läßt sich niemals erschöpfen (sie erschöpft allenfalls den Flaneur). Man kann nur seine Spuren darin ziehen und aufnehmen, was an den Wegrändern blüht.

Die *Tokyo Fragmente* – ohne Bindestrich, wider die Kohärenz – waren zunächst als *work in progress* angelegt, bei dem ich als Schreiber nach Lust und Laune improvisieren konnte. Der erste Teil des Projekts ging in ein Buch ein, *Die großen und die kleinen Brüder*, das vor einigen Jahren im Klever-Verlag erschien. Die Erzähldynamik, bestimmte Wiederholungsmuster sowie Figuren, die ihren Platz beanspruchten, führten mich im Lauf der Zeit zu einer geschlosseneren Form. Das meiste davon geschah zu meiner eigenen Überraschung. So sah ich mich denn auch genötigt, das früher Entstandene zu überarbeiten, da und dort auch neu zu gestalten. Die Erzählung begann, sich auf ihr Ende hinzuschreiben. Wäre dem nicht so gewesen, würde ich weiter Fragmente sammeln und das Geschriebene ins Internet stellen, bis zum Sankt Nimmerleinstag.

LF / Juli 2018



# 1



Letzte Woche war ich einen Tag in der Hauptstadt und hatte Zeit, ein wenig herumzuflanieren. Es erstaunt mich jedesmal aufs neue, wie vielfältig diese Stadt ist. Mit so vielen Vierteln, die eigenen Charakter haben, stille Ecken und ungeheure Menschenansammlungen, in die Landschaft hineingeschnittene Plateaus mit Wohntürmen und schicken Geschäften obendrauf und blitzenden Rolltreppen und Außenaufzügen, dazwischen Bäume, von der ursprünglichen Landschaft her bewahrt, oder das Hafengebiet, wo man plötzlich Meerluft riecht, oder die alten schmuddeligen Vergnügungsviertel, die vielen Tempelanlagen, zu denen immer ein paar große, sorgfältig gepflegte Bäume gehören, mittags sieht man Büroangestellte dort ihr Bento essen, dann auch die weite freie Fläche des Yoyogi-Parks, die Flußufer mit den dicht ans Wasser und manchmal über den Wasserspiegel rückenden Häusern, und so weiter und so weiter. Barackenartige Siedlungen, wahrscheinlich aus der Nachkriegszeit, und das 46 Stockwerke hohe neue Rathaus, wo man mit einem Schnelllift rauffahren und Kaffee trinken kann und alles, alles unter sich hat.

Übernachtet habe ich in einem unauffälligen Stadtteil namens Musashikoyama (ein Wort, das ich mir früher nicht und nicht gemerkt hätte) in einem ganz normalen Hotel, 30 Euro zirka (von wegen Tokyo ist so teuer), in der Nähe von weitläufigen überdachten Einkaufszonen und vielen kleinen Kneipen. Dort habe ich mich in ein Geschäft hineinspülen lassen, einen mit europäischen Importwaren vollgestopften Laden, unglaublich eng, zweistöckig, schmale Gänge, wo sich die

Einkäufer aneinander vorbeidrängen, Waren aus Polen und Ungarn zum Beispiel, alle möglichen Biersorten, Leffe zum Beispiel, billiges Zeug genauso wie teure Luxusartikel. Und ein paar Schritte weiter dann ein Café, das auf einem schummerigen Leuchtschild *Cake & Coffee* anpreist, man tritt zuerst in einen Flur mit Steinboden, es sieht eher nach einem Lager oder einer kleinen Fabrik aus, so daß man sich fragt, ob auch wirklich geöffnet ist: Natürlich war geöffnet, und dann geht es weit nach hinten, drei Räume auf einer Linie, durch erstaunlich lange Gänge miteinander verbunden, die Einrichtung Jahrzehnte alt, ein wenig verschlissen, nicht zu sehr. Neben mir saßen zwei Zigaretten paffende Mütter mit Kleinkindern und mir gegenüber eine recht hübsche Frau, die mich verstohlen anschaute (oder ich sie?) und dann plötzlich mit einem bösen Blick aufstand und wegging, und dann kamen Scharen von Schülern in den üblichen Uniformen herein, die eine Gruppe bestellte einen ungeheuren Pokal von – ich weiß nicht was, Eis kann es ja nicht gewesen sein, oben befand sich ein barocker Schlagobersturm mit Erdbeersoßefäden, ein einziger Pokal, den die Kellnerin in die Tischmitte stellte, einen Haufen Löffel dazu, und die zweite Gruppe, lauter Mädchen, aßen lauter verschiedene Spaghetti, Nudeln mit roten und grünen, weißen und schwarzen Soßen, und gaben einander zu kosten (japanische Sitte). Später dann, bevor ich zum Tango-Tanzen in ein Lokal mit dem Namen *Café y Libros* ging (wo ich zu meiner freudigen Überraschung die roten Bände von Juan José Arreola fand, *Confabulario* und *Bestiario*, die mir schon seit Tagen

durch den Kopf gegangen waren), saß ich noch eine Weile in einem St-Marc-Café, holte mir einen Kaffee um 190 Yen und ein Schokocroissant an der Theke, wo ein Trupp Studentinnen bediente, stieg damit in den ersten Stock hoch und wurde von einer Stille umhüllt, die zirka dreißig Gäste produzierten – etwas, das es wahrscheinlich nur in einer japanischen Großstadt geben kann, diese Art von Stille, die vom diskreten Soft-Bebop aus den Lautsprechern unterstrichen wurde. Dreißig Leute, einige waren zu zweit gekommen, einige saßen an der Fensterfront aufgereiht und schauten hinaus auf die abendliche Kreuzung bei der U-Bahn-Station Meguro, einige lasen, andere drückten auf ihren Handys herum, andere arbeiteten, einer schlief mit verschränkten Armen, und erst nach gut zehn Minuten hörte ich die erste Stimme, fast flüsternd – nicht direkt flüsternd, aber so, daß sie sich der Stille anpaßte und einfügte. Da habe ich ein paar Seiten Tanizaki gelesen, *Sasameyuki*, *Bruine de neige* auf französisch, in der Ausgabe der Pléiade, ein wunderbarer, langsamer, unspektakulärer Roman, das Genji-Monogatari des 20. Jahrhunderts, in Osaka spielend und manchmal die alte Konkurrenz der Kansai-Gegend zu Tokyo betonend, auch sprachlich veranschaulichend, aber das geht aus der Übersetzung nicht hervor.

\*

Genau ein Jahr ist es nun her, daß ich das letzte Mal in Tokyo war. Auch damals hatte ich im Obergeschoß dieses Cafés hier in Meguro gegessen, einem nicht be-

sonders auffälligen Stadtteil, dessen Anziehungspunkt, wie in den meisten Vierteln, der Bahnhof ist, wo sich mehrere Linien kreuzen. An jenem Tag im Dezember 2010 war ich gebannt gewesen von der Stille, die im vollbesetzten Raum herrschte: eine Art gelassener Intensität, die vielleicht das Wesen dieser Stadt spiegelte. Diesmal, im selben St-Marc-Café, ist es ähnlich, auch wenn leise Klaviermusik über den Köpfen schwebt, Chopin, denke ich zuerst, aber es ist Jazz, Bebop, später setzen Baß und Schlagzeug ein. Paare von Freundinnen, die die vergangenen Tage, das vergangene Jahr besprechen. Junge Leute mit Büchern, Heften, Computern. Und auch der Schläfer darf nicht fehlen, ein Mann in Anzug und Krawatte, mit Stoppelfrisur, angelegter Irokesenschnitt, der in seiner Firma gerade noch durchgehen wird. Im leeren Kaffeeglas vor ihm schmelzen ein paar Eiswürfel vor sich hin, langsam bildet sich eine whiskyfarbene Lache. Im Ohr des Mannes steckt ein Tonstöpsel, von dem ein knallrotes Kabel herabhängt wie ein Blutfaden, eine Aktentasche bedeckt die reglosen Schenkel: Ist er tot? Wie um die Idee zu widerlegen, geht ein Ruck durch ihn, der Mann steht auf, trägt das Tablett mit dem Glas weg ... Zuletzt verschwindet die Aktentasche aus meiner Bildfläche.

Ich schreibe das in ein kleines hellblaues Campus-Notizheft, das ich heute um halb sechs Uhr früh in einem Konbini in Hiroshima gekauft habe, weil ich mein angebrauchtes Büchlein vergessen hatte. Wirklich *convenient, benri*, echt praktisch dieses System kleiner, niemals schließender Geschäfte, das die Japaner wie so viele Dinge von Amerika übernommen und den eige-

nen Gewohnheiten angepaßt haben. Gestern Abend war ich ganz in der Nähe von diesem Lawson bei einer Jahresschlußfeier in einem Restaurant, wo siebzigjährige Frauen im Kimono servieren. Eine von ihnen fiel dabei, weil zwischen den Rücken der Sitzenden fast kein Durchlaß war, auf meinen Schoß und verschüttete ein Kännchen Sake. Sie tat, als wäre es ihr peinlich, blieb jedoch eine ganze Weile sitzen, und wir lachten beide. In seiner Ansprache zeigte sich unser Chef mit dem vergangenen, „so schwierigen und harten Jahr“ alles in allem dennoch zufrieden.

Der Flug war ruhig, normal. Im *Yomiuri* las ich den Leserbrief einer Frau, die sich beklagte, daß der Verlobte ihrer dreißigjährigen Tochter nach zehn Jahren Verlobungszeit nun eine andere heiraten werde. Ein Rechtsanwalt riet ihr in seiner Antwort, eine Entschädigungszahlung anzustreben. Ich erinnerte mich an einen Text über die allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens in Japan, den ich kurz vor der Katastrophe in Tohoku geschrieben hatte und den seit dem 11. März kein Redakteur mehr annehmen will, weil das Thema jetzt angeblich indezent ist. Dabei haben sich die Probleme des Landes am 11. März nicht geändert, nur zugespitzt. In Tohoku gibt es derzeit einen Arbeitskräftemangel, der den Wiederaufbau behindert. Zu wenig junge Leute, zu viel Sicherheitsdenken. Zu wenig Liebe, zu wenig Spaß.

Als wir schon im Sinkflug waren, ging ich zu einer Luke, um einen Blick nach unten zu werfen. Eine Stewardess wies mich darauf hin, daß sich der Fujisan auf der anderen Seite befinde. Daß ein Passagier etwas anderes sehen will als den heiligen Berg, ist offenbar un-

üblich. Japaner sehen nur das, was „berühmt“ ist. Alle sehen nur das, was berühmt ist. Wir anderen, *nous autres*, sind die kleine Minderheit, die Wahrnehmungselite. Tatsächlich erhaschte ich noch einen Blick auf den Fujisan, den das Flugzeug bereits hinter sich gelassen hatte. Die Stewardess war zufrieden, ich war zufrieden. Schneeweiß und strahlend, aber klein aus dieser Entfernung, gar nicht majestätisch, erhebt sich die Vulkanpyramide aus dem Morgendunst.

Einmal bin ich von Tokyo nach Hiroshima geflogen, an einem Sturmtag, als bis kurz vor dem Start nicht feststand, ob wir fliegen würden oder nicht. Es war eine sehr kleine Maschine, höchstens zwanzig Passagiere, ein Streichholz in den Lüften, so sehe ich es in meiner Vorstellung. Achtzig Minuten lang rumpelte dieses Ding, und ich hatte schon kurz nach dem Abheben das Gefühl, jetzt geht es abwärts. Dieses Gefühl verließ mich nicht, bis ich erstaunt zur Kenntnis nahm, daß wir gelandet waren. Ähnlich war das, was ich in Hiroshima, 800 Kilometer (Luftlinie) von Fukushima entfernt, in der Nacht des 11. März und während der Folgetage empfand. Ich stemmte mich dieser Empfindung entgegen und versuchte, mein Herz zu beruhigen, was eher die gegenteilige Wirkung hatte, und betete mir vor, daß dieses Land nicht versinken werde. Das Absturzgefühl hielt eine ganze Weile an. Was ich in jenen Tagen auf den Internetseiten der europäischen Zeitungen las, ärgerte mich und bestärkte meinen inneren Kampf gegen die Angst. Die Schreiber, ob „Journalisten“ oder „User“, frönten dem Sensationsbedürfnis und der Horrorlust, in sicherem Abstand in Übersee vor ihren

Monitoren, wo sie den Schauer der Katastrophenbilder genossen.

Daß mich die Leute, das Personal auf Flughäfen, Bahnhöfen usw., meistens japanisch ansprechen, schmeichelt mir nicht, es ist darauf zurückzuführen, daß meine Verhaltensweisen, meine Schritte, die Mimik, das Kopfnicken, die Zurückhaltung, die Art meiner Fragen „japanisch“ sind, den hiesigen Gepflogenheiten angepaßt. Mein Gegenüber nimmt an, daß ich die Sprache gut beherrsche, verwendet schwieriges *keigo* und spricht schnell, so daß ich fast nichts verstehe. Es gibt Augenblicke, da hasse ich mich für meine japanische Angepaßtheit. Was bist du nur für ein schleimiger Bückling! Was für ein falscher Fuffziger! Was für ein glänzender Hohlkopf!

\*

Heute nachmittag habe ich Zeit gefunden, durch den Park des Meiji-Schreins zu flanieren. Ich verließ die U-Bahn-Station Yoyogi und ging aufs Geratewohl eine schmale Straße hinunter auf den Baumhorizont zu, der da und dort auftauchte, wo die Häuser niedriger waren. Kein einziges Auto parkte in dieser Straße – anders wäre es gar nicht möglich, dieses Netz von Gäßchen trotz Großstadtverkehr zu erhalten, die Fahrzeuge würden nicht durchkommen. In Europa wäre das ganz unmöglich, denn erstens gibt es keine Parkverbote, das Auto ist wichtiger als der Mensch, und zweitens würde sich niemand an die Verbote halten, es gäbe tausend gute und schlechte Gründe, daß der und der und